

Wann ist ein Museum „historisch korrekt“?

„Offenes Geschichtsbild“, Kontroversität, Multiperspektivität
und „Überwältigungsverbot“ als Grundprinzipien
musealer Geschichtspräsentation¹

VON KARL HEINRICH POHL

Der folgende Beitrag will der Museumsdidaktik einige – noch unvollständige – Anregungen zur Schärfung ihres Profils aus der Perspektive der *Geschichtswissenschaft* geben. Es handelt sich dabei nicht um konkrete Hinweise und praktische Ratschläge, wie ein „gutes“ Museum auszusehen hätte, sondern vor allem darum, verschiedene grundsätzliche (und daher auch keineswegs durchgängig neue) Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft in das Bewusstsein der Museologen zu rücken. Ihre Berücksichtigung könnte möglicherweise der Erhöhung des fachwissenschaftlichen Standards von historischen Museen und Ausstellungen dienlich sein.

Die Argumentation baut fachwissenschaftlich auf die gegenwärtige Selbstreflexion der Geschichtswissenschaft auf.² Diese versteht sich als eine theoriegeleitete Wissenschaft, die neben einem reflektierten Zugriff auch eine solide empirische Fundierung verlangt. Sie arbeitet mit „Modellen“ (auch benachbarter Wissenschaften), betont vor allem den Konstruktionscharakter ihrer Arbeit, gewichtet die Bedeutung von strukturellen, langwirkenden Faktoren stark, beachtet die Rolle von Ökonomie, Politik und Kultur gleichermaßen, ohne allerdings die Wirkungsmächtigkeit einzelner Persönlichkeiten grundsätzlich auszuschließen.

Auf „museumsdidaktischer Ebene“ greift die Argumentation auf eigene Erfahrungen aus akademischen Lehrveranstaltungen (insbesondere auf Projekte)³ zu-

¹ Es wird hier ein Vortrag wiedergegeben, der ursprünglich als Essay konzipiert war. Dementsprechend wurde der Stil weitgehend beibehalten und nur die nötigste Literatur nachgewiesen.

² Vgl. hierzu beispielhaft CORNELISSEN, Christoph (Hg.), *Geschichtswissenschaften*. Eine Einführung, Frankfurt a.M. 2000 oder GOERTZ, Hans-Jürgen (Hg.), *Geschichte*. Ein Grundkurs, Reinbek 1998. Ferner: KOCKA, Jürgen, *Sozialgeschichte*. Begriff – Entwicklung – Probleme, Göttingen 1986 und MERGEL, Thomas/WELSKOPP, Thomas (Hg.): *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997.

³ Hier greife ich auf Erfahrungen im Studienreformprojekt „HIP“ (Historiker in der

rück, die in den letzten zehn Jahren in der Auseinandersetzung mit einigen wichtigen Ausstellungen (erste und zweite „Wehrmachtsausstellung“,⁴ „Aufstand des Gewissens“,⁵ „Deutsche Jüdische Soldaten“⁶) und einigen Museen („Haus der deutschen Geschichte“, Bonn;⁷ „Jüdisches Museum“, Berlin;⁸ „Gedenkstätte deutscher Widerstand“, Berlin⁹) gesammelt wurden. Insbesondere in den Diskussionen mit den Studierenden ist dabei der Blick für die Notwendigkeit einer stärkeren Berücksichtigung von geschichtswissenschaftlichen Argumenten geschärft worden, ein Aspekt, der in der museumsdidaktischen Diskussion häufig von anderen Faktoren überlagert wird.¹⁰

Historische Museen, bzw. historische Ausstellungen werden hier als öffentliche Veranstaltungen verstanden, in denen Geschichte in einer besonderen – dem Histo-

Praxis) an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel zurück. Vgl. dazu POHL, Karl Heinrich, „HIP“ – Historiker in der Praxis. Ein Studienreformprojekt an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, in: *Demokratische Geschichte* 13 (2000) S. 345-358 und HILL, Thomas: *Erfahrungen mit Projekten im Studium. Das Beispiel HIP (Historiker in der Praxis)*, in: HILL, Thomas/POHL, Karl Heinrich (Hg.): *Projekte in Schule und Hochschule. Das Beispiel Geschichte*, Bielefeld 2002, S. 92-110.

⁴ Vgl. hierzu die entsprechenden Kataloge bzw. die relevante Literatur. Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Ausstellungskatalog, Hamburg ³1997. Insbesondere der Katalog zur zweiten Ausstellung: *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944*, Hamburg 2002, muss geradezu als vorbildlich bezeichnet werden.

⁵ Vgl. dazu WALLE, Heinrich (Hg.): *Aufstand des Gewissens. Militärischer Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime 1933-1945*, Berlin u.a. ⁴1994.

⁶ *Deutsche jüdische Soldaten. Von der Epoche der Emanzipation bis zum Zeitalter der Weltkriege*, eine Ausstellung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Zusammenarbeit mit dem Moses-Mendelssohn-Zentrum, Potsdam und dem Centrum Judaicum, Berlin, Hamburg 1996.

⁷ Vgl. dazu *Erlebnis Geschichte*, hg. v. Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bergisch Gladbach ⁴2003.

⁸ Vgl. zu den Erfahrungen im Jüdischen Museum Simone LÄSSIG/Karl Heinrich POHL: *„Jenseits der Gelehrtenstube“*. Geisteswissenschaftliche Lehre zwischen Praxisferne und Verschulung. Konzeptionelle Überlegungen und praktische Erfahrungen; erscheint in: *Werkstatt Geschichte* 2006.

⁹ *Gedenkstätte Deutscher Widerstand Berlin: Ständige Ausstellung Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Berlin 2000.

¹⁰ Vgl. hierzu POHL, Karl Heinrich: *„Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944“*. Überlegungen zu einer Ausstellung aus didaktischer Perspektive, in: DERS. (Hg.), *Wehrmacht und Vernichtungskrieg. Militär im nationalsozialistischen System*, Göttingen 1999, S. 141-163 und DERS.: *Zwei „Wehrmachtsausstellungen“*. Kritische Überlegungen aus didaktischer Perspektive, in: *Demokratische Geschichte* 16 (2004), S. 307-326; VOIT, Hartmut: *Erinnerungskultur und historisches Lernen. Überlegungen zur „Wehrmachtsausstellung“* aus geschichtsdidaktischer Sicht, in: MÜTTER, Bernd/SCHÖNEMANN, Bernd/UFFELMANN, Uwe (Hg.): *Geschichtskultur. Theorie – Empirie – Pragmatik*, Weinheim 2000, S. 95-107.

riker in der Regel ungewohnten – Art und Weise präsentiert wird. Das moderne Museum ist heute nicht mehr nur und auch nicht mehr primär eine Institution, in der Vergangenes gesammelt, bewahrt, geordnet und dann (sehr eingeschränkt) der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, sondern es stellt vor allem eine öffentliche Einrichtung dar, in der Historisches in sehr spezieller Form und auf ganz unterschiedliche Weise „an den Mann“ gebracht wird.¹¹ Es erfüllt damit eine bedeutende gesellschaftliche Funktion, dient der allgemeinen Unterhaltung.

Für den Historiker ist besonders gewöhnungsbedürftig, dass Geschichte hier nicht – wie in der Wissenschaft üblich – schriftlich in einem Buch dargeboten wird und dass spezielle (besonders ausgewählte und thematisierte) Inhalte, die keineswegs immer aus den Notwendigkeiten der historischen Forschung geboren wurden, einem weiteren Publikum offeriert werden. Es geht im Museum vielmehr idealtypisch um eine Kommunikation mit der Bevölkerung in größtmöglicher Breite, und nicht nur um eine partielle Kommunikation mit einer Elite, *und* zugleich um das Eingehen auf deren speziellen Interessen an der Historie. Die Geschichtswissenschaft muss hier also das ihr bekannte sichere wissenschaftliche Gehäuse verlassen und sich der Öffentlichkeit stellen.

Welche Konsequenzen ergeben sich daraus? Erstens: Die Arbeitsweisen und Methoden der *Geschichtswissenschaft* müssen trotz allem auch in diesem Fall und unter diesen besonderen Umständen eingehalten werden, trotz aller pädagogischen Notwendigkeiten und trotz aller Pflichten, sich der Gesellschaft zu öffnen. Das Gebot der Wissenschaftlichkeit hat immer zu gelten, ganz gleich ob Geschichte im Museum oder in einer Ausstellung präsentiert, ob sie in der Schule unterrichtet oder im Fernsehen „dargeboten“ wird. Historische Darstellungen dürfen nie vorrangig aus pädagogischen Zielsetzungen, Kategorien und Methoden konzipiert werden. Jede (wissenschaftlichen Ansprüchen genügende) Darstellung von Geschichte, jede Vermittlung, mithin jeder Beitrag zur Erzeugung von Geschichtsbesusstsein in Museen und Ausstellungen (solange sie sich als wissenschaftlich fundiert verstehen) hat sich vielmehr den (strengen) Regeln der Wissenschaft zu unterwerfen und diese im Prinzip (d.h. auch elementarisiert, vergrößert, reduziert, vereinfacht, ausgewählt usw.) zu berücksichtigen.

Zweitens: Trotzdem aber darf dabei der Charakter der Historie als Gesellschaftswissenschaft nicht auf der Strecke bleiben. Geschichtswissenschaft ist der Öffentlichkeit in besonderem Maße verpflichtet (und rechenschaftspflichtig), stärker als dies etwa für die Naturwissenschaften wie Biologie, Chemie oder Physik gelten mag. Denn Geschichte verbindet die Gesamtheit unserer Vorstellungen und Kenntnisse von der Vergangenheit; die untrennbar mit den Bedingungen der Gegenwart verbunden sind, immer auch mit den Vorstellungen und Wünschen für die Zu-

¹¹ Aus der Literatur hier nur KORFF, Gottfried: *Museumsdinge deponieren – exponieren*, Köln/Weimar/Wien 2002.

kunft.¹² Ihre Zielsetzungen und Themen werden also von der Beurteilung der Gegenwart und den Hoffnungen mitbestimmt, die von der Gesellschaft an sie herangetragen werden. An diesen Vorstellungen und den Arbeitsweisen einer mit Gegenwart und Zukunft verbundenen Geschichtswissenschaft haben sich auch Museum und Ausstellung messen zu lassen.¹³

Geschichtswissenschaft ist damit – trotz aller Wissenschaftlichkeit – immer auch durch subjektive Faktoren geprägt und erhält insofern einen „fiktiven Charakter“. An sich lernt dies zwar jeder Student der Geschichte im ersten Semester. Im Museumsalltag aber bleibt diese Tatsache allzu oft ausgeblendet. Manchmal wird nicht genügend berücksichtigt, dass Geschichte ein Konstrukt ist.¹⁴ Geschichtswissenschaft kann niemals die „ganze“ Vergangenheit „objektiv“, das heißt vollständig und subjektiv unbeeinflusst abbilden, sondern immer nur eine – ans Subjekt gebundene, wenn auch theoretisch fundierte – Teilabbildung. Und nicht einmal dies ist ihr vollständig möglich. Ihre Ergebnisse stellen streng genommen nur ein Konstrukt mit Partikeln der vergangenen Realität dar. Dessen muss sich jeder, der mit Geschichte umgeht, bewusst bleiben. Das gilt auch für Museums- und Ausstellungsmacher.

Das Material für diesen „Geschichtsbau“ ergibt sich aus den überlieferten Quellen. Sie besitzen eine besondere Bedeutung, sie stellen das Kontrollelement für den jeweiligen Konstruktionsplan und zugleich das Material für den „Bau“ dar. Gegen sie oder gar durch ihre Manipulation können und dürfen keine Aussagen über die Vergangenheit getroffen werden. Auch diese Forderung muss für jede Form „didaktisierter“ Geschichte verpflichtend sein.¹⁵ Vor allem gilt das bei der Präsentation von Quellen in Museen und in Ausstellungen, wo die historischen Exponate eine besonders suggestive Wirkung entfalten können.¹⁶

Unter Berücksichtigung dieser Faktoren kann dann die Beschäftigung mit Geschichte im Idealfall der Gesellschaft eine kritische Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit ermöglichen, ihr zur Schärfung kritischer Rationalität verhelfen,

¹² Hierzu und zum Folgenden LORENZ, Chris: Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln/Weimar/Wien 1997.

¹³ Vgl. dazu auch BERGMANN, Klaus: Der Gegenwartsbezug im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 2002; DERS.: Gegenwarts- und Zukunftsbezogenheit, in: BERGMANN, Klaus u.a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 1997, S. 267-268.

¹⁴ Vgl. RÜSEN, Jörn: Rekonstruktion der Vergangenheit, Göttingen 1986; GRÜTTER, Heinrich Theodor: Geschichte im Museum [Basisartikel], in: Geschichte Lernen 14 (1990), S. 14-16.

¹⁵ Zum Umgang mit Quellen allgemein vgl. SCHNEIDER, Gerhard: Die Quelle im Geschichtsunterricht, Donauwörth 1975; PANDEL, Hans-Jürgen: Quelleninterpretation. Die schriftliche Quelle im Geschichtsunterricht, Schwalbach 2000.

¹⁶ Gegen den „Suggestiv-Charakter“ und die „Über-Eindeutigkeit der Deutung“ bei Geschichtspräsentationen sowie zur „Faszination und Distanzierung“ bei musealen Inszenierungen siehe auch BORRIES, Bodo v.: Präsentation und Rezeption von Geschichte im Museum, in: GWU 48 (1997), S. 337-343, hier S. 338 u. 341.

(möglicherweise) eine unreflektierte Identifikation mit bestehenden Zuständen verhindern und eine Auseinandersetzung mit den Kosten von historischen Entwicklungen gewährleisten. Sie fragt dann immer auch und vor allem nach den „Unterlegenen“ und nicht nur nach den „Siegern“ in der Geschichte. Damit steht sie der Entstehung von dominierenden Ideologien und der Verehrung von „Helden“ höchst skeptisch, wenn nicht gar feindlich gegenüber. Die Geschichtswissenschaft ist dann auch nicht der Gefahr erlegen, unreflektierte Identität mit den bestehenden Zuständen zu vermitteln.¹⁷ Auch das haben Museen und Ausstellungen als Multiplikatoren von Geschichte unbedingt zu beachten.

Diese Einschränkung heißt jedoch im Umkehrschluss nicht, dass die Geschichtswissenschaft keinen Beitrag zur Bewältigung gegenwärtiger Probleme und zur Konstituierung zukünftiger Ziele oder Utopien leisten kann. Richtig ist allerdings, dass dieser Beitrag immer kritisch gebrochen, reflektiert, skeptisch – und vor allem bescheiden – sein wird. Es kann sich dabei nicht um „direkte Handlungsanweisungen“ handeln, sondern immer nur darum, deutlich zu machen, wie andere Generationen zu anderen Zeiten mit vergleichbaren Problemen umgegangen sind – und mit welchem Erfolg und Misserfolg. Insofern kann man aus der Geschichte nur höchst indirekt „lernen“ und sich ihrer schon gar nicht „bedienen“, selbst wenn das immer wieder versucht wird. Geschichte hat nicht – wie in der Vergangenheit häufig geschehen – als Legitimationswissenschaft für bestehende oder gewünschte Verhältnisse zu dienen, sondern diese vielmehr kritisch zu analysieren.¹⁸

Einige – noch höchst unvollständige – Grundlagen einer so verstandenen Geschichtswissenschaft lassen sich – hier vor allem mit Blickrichtung auf das Museum und die historische Ausstellung – dann folgendermaßen zusammenfassen:

1. Es gibt keine Geschichte an sich und immer gültig, sondern nur verschiedene Sichtweisen der Vergangenheit, jeweils verschiedene (mehr oder minder weit tragende) Konstruktionen. Eine wirkliche alles umfassende „Gesamtgeschichte“ kann es nicht geben.
2. Die jeweiligen Konstruktionspläne sind nicht zweckfrei oder zufällig. Sie werden durch Erkenntnisinteressen (subjektiv, gesellschaftlich, kulturell, ökonomisch) geprägt. Diese müssen offen gelegt werden, die dominierende Fragestellung klar und begründbar sein.

¹⁷ Grundsätzlich BERGMANN, Klaus: Identität, in: Handbuch der Geschichtsdidaktik (Anm. 13), S. 23-29. Zum Problem auch LORENZ: Konstruktion (Anm. 12), S. 400ff.; BORRIES, Bodo v., Geschichtsbewusstsein als Identitätsgewinn? Fachdidaktische Programmatik und Tatsachenforschung, Hagen 1990; JÄCKEL, Eberhard/WEYMAR, Ernst (Hg.): Die Funktion der Geschichte in unserer Zeit, Stuttgart 1975.

¹⁸ Aus diesem Grunde hat sie auch nicht – wie in einigen Landesverfassungen enthalten – die Liebe zur Heimat zu fördern, vgl. etwa die Verfassung des Freistaates Sachsen vom 27.5.1992, Artikel 101 sowie Artikel 131 der Verfassung des Freistaates Bayern vom 2.12.1946.

3. Das Bild von der Vergangenheit ist im Prinzip kontrovers, muss kontrovers sein. Das gehört zur Grunderkenntnis einer theoretisch fundierten Geschichtswissenschaft.
4. Jeweils dominierende Geschichtsbilder dominieren nicht ewig. Was wichtig oder nicht wichtig ist ergibt sich aus dem jeweiligen Konstruktionsplan (und dem Bedürfnis nach gerade diesem verwendeten Plan); es gibt zum gleichen Problem miteinander konkurrierende Konstruktionspläne, deren Ergebnisse verschieden bewertet werden (können).
5. Es gibt (zeitweise) dominierende Geschichtsbilder nur so lange, wie sie erklärungsmächtiger sind als andere. Auch darüber kann sich das Urteil schnell ändern.
6. Erkenntnisse von der Vergangenheit sind immer nur partiell und verändern sich, wie die Menschen sich verändern und neue und andere Fragen stellen.
7. Gegen die historische Überlieferung kann und darf eine Konstruktion der Vergangenheit nicht erzwungen werden („Vetorecht der Quellen“).
8. Die Konstruktionspläne und die Stützen für die Konstruktion müssen offengelegt werden und nachprüfbar sein. Der Konstruktion entgegenstehende Faktoren müssen in die Konstruktion integrierbar sein, dürfen nicht bewusst übergangen werden.
9. Geschichtswissenschaft vermittelt kein geschlossenes Bild wie es „wirklich“ war, sondern ein subjektiv und gesellschaftlich geprägtes „offenes Geschichtsbild“.
10. Geschichte gibt nur Antworten auf gestellte Fragen, sie spricht nicht an sich. Insofern gibt es keinen „Geist der Geschichte“, sondern nur „Fragen an die Geschichte“. Diese Fragen dürfen verschiedenartig, scheinbar naiv und durchaus auch „unwissenschaftlich“ sein.

In der Konsequenz gibt es daher zum einen nicht die *eine richtige* Interpretation der Vergangenheit, es gibt nicht einmal *die eine* Vergangenheit, sondern mehrere miteinander konkurrierende Erklärungsversuche (aufgrund verschiedener Fragestellungen) über Geschehen in der Vergangenheit, von denen sich zeitweise diejenigen durchsetzen, die dem allgemeinem Erkenntnisinteresse am meisten entsprechen und zugleich die besten Voraussetzungen für Verstehen und Analysieren der Vergangenheit mit sich bringen. Zum anderen besteht aber auch keine vollkommene Beliebigkeit im Zugriff. Offensichtlich kristallisieren sich oftmals – auch bei verschiedenem Zugriff – bestimmte Aspekte und Ereignisse der Geschichte als relevant heraus, wenn auch manchmal in jeweils verschiedener Beziehung. Trotz verschiedener Übereinstimmungen in den Zugriffen verschiedener methodischer Ansätze und bei verschiedenen Fragestellungen gibt es jedoch keinen festen Kanon von historischem Wissen, der immer gilt und den man daher als „sicheres historisches Wissen“ (im Museum) ausstellen könnte.

Was bedeuten diese Überlegungen nun für eine „musealisierte“ Geschichte? Welche Bedingungen müssen historische Ausstellungen und historische Museen aus Sicht der Fachwissenschaft in jedem Fall – und sei es rudimentär, ansatzweise, stark verkürzt oder sehr vereinfacht – erfüllen? Ohne Vollständigkeit beanspruchen zu wollen, scheinen mir in diesem Kontext folgende Aspekte besonders zentral zu sein:

1. Der *Fragehorizont* (die Fragestellung) einer jeden historischen Ausstellung und eines jeden Museums muss klar und bekannt, dem Besucher verständlich und einsichtig sein. Er muss wissen, dass dadurch die Aussagen entscheidend geleitet werden. Er hat zudem ein Recht zu erfahren, dass andere Fragen möglich wären, aber auch, dass eine steuernde Fragestellung ein legitimes Instrument der Geschichtswissenschaft darstellt. Nur dann kann er wissen, was ihn erwartet und sich womöglich – im Idealfall – gegen eine Ausstellungstendenz „wappnen“. Zugleich muss die Fragestellung aber auch das Publikum ansprechen, soll sie erfolgreich sein. Die Kunst liegt ganz offensichtlich in der Vereinigung von wissenschaftlich begründeter und zugleich ein breites Publikum interessierender Fragestellung.

Die beiden „Wehrmachtsausstellungen“ können verdeutlichen, was gemeint ist. Beide Ausstellungen waren ausgesprochene „Publikumsrenner“, beide sprachen die Bedürfnisse eines breiten Publikums an. Ihre aufklärerischen Ziele waren ebenfalls legitim, der öffentliche Bedarf, darauf einzugehen, sie entweder zu bejahen oder aber strikt abzulehnen, ebenso eindeutig vorhanden. Die Unterschiede bezüglich der Fragestellung und ihrer Präsentation waren jedoch erheblich. In der „ersten Wehrmachtsausstellung“ wurde die Zielsetzung nur sehr knapp dargelegt, die konkrete Fragestellung und ihre Herleitung geradezu kunstvoll „versteckt“ und vor allem nicht in den Rahmen der gegenwärtigen historischen Diskussion eingeordnet. Dem – nicht geschulten – Besucher wurde damit nicht klar, dass es sich um *einen* möglichen Ansatz zur Darstellung der Vergangenheit handelte, dem aber *andere* gleichwertig gegenüberstanden – die in der Ausstellung aber fast völlig unberücksichtigt blieben.

In der „zweiten Wehrmachtsausstellung“ wurde demgegenüber die Zielsetzung ausführlich erläutert, die Thesen – die im Übrigen exakt dem Fragehorizont der gegenwärtigen Fachwissenschaft entsprachen – wurden anspruchsvoll her- und abgeleitet, die wissenschaftliche Diskussion nicht nur berücksichtigt, sondern – jedem Didaktiker schlägt das Herz höher – direkt mit in die Ausstellung integriert. Der Besucher nahm gewissermaßen am wissenschaftlichen Diskurs teil. Die Herleitung des Ausstellungsthemas wurde so auffällig und bewusst an den Anfang der Ausstellung platziert, dass niemand daran vorbeigehen konnte. Jeder Besucher musste daher wissen, worum es ging, was untersucht und dargestellt wurde, womit er sich auseinandersetzen und womit er rechnen konnte. Insofern kann die Ausstellung in diesem Punkt – didaktisch gesehen – geradezu als Idealfall gelten.

2. Die Interpretation im Museum und in einer Ausstellung hat in jedem Fall ein *offenes Geschichtsbild* zu vermitteln. Es muss deutlich werden, dass es keine endgültigen Wahrheiten, keine Gesetzmäßigkeiten gibt. Historische Ereignisse können – oftmals mit gleichem Recht – so, aber auch ganz anders gesehen werden. Offenheit zuzulassen bedeutet mithin, keine endgültigen Deutungen zu geben, sondern Alternativen anzubieten und den Betrachter zum Denken anzuregen.

Ein sehr gutes Beispiel für die Verletzung eines Teils dieser wichtigen Forderung bietet die Ausstellung „Aufstand des Gewissens“ des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam. Dies gilt vor allem für den Aspekt der Ausstellung, der sich mit der Beurteilung des militärischen Widerstandes und der Verweigerung in der Wissenschaft von „Ost und West“ beschäftigt. Der „DDR-Forschung“ wird dabei – was durchaus zutreffen *kann* – eine sehr ideologische Bewertung des deutschen Widerstandes unterstellt. Im Kommentar zur DDR – Forschung heißt es dazu: „Zu den militärischen Vertretern der Kampffront deutscher Antifaschisten wurden vor allem die Mitglieder des Nationalkomitees Freies Deutschland gezählt. Seit den fünfziger Jahren reihte man Stauffenberg mit wenigen Mitstreitern – allerdings schablonenhaft vereinfacht – in die Front patriotischer Kräfte ein. Erst seit den späten sechziger Jahren kam es zu einer vorsichtigen Würdigung weiterer Kreise des nicht-kommunistischen Widerstandes. Von den Männern des 20. Juli 1944 entsprach dennoch bis 1989 kein Soldat dem Traditionsverständnis der Nationalen Volksarmee.“¹⁹ Das sind sehr klare und deutlich wertende Aussagesätze der Ausstellungsmacher. Danach kann für den Besucher an dem Urteil kein Zweifel mehr bestehen. Die (subjektiven) Meinungen der Ausstellungsmacher werden gleichsam als objektive Fakten zur Meinungsbildung präsentiert, die nicht zu diskutieren sind, alleinige Gültigkeit besitzen. Widerstand dagegen wird gewissermaßen nicht zugelassen.

Interessant wird es, wie die gleichen Autoren argumentieren, wenn sie anschließend den ihnen nicht „passenden“ Widerstand kommentieren. Hier heißt es: „Mancher Wehrdienstverweigerer und Deserteur verstand sein Handeln bewusst als politischen Widerstand gegen das verbrecherische Regime. Tätigen Widerstand glaubten auch die in der ‚Roten Kapelle‘, im Bund Deutscher Offiziere und im Nationalkomitee Freies Deutschland aktiven Soldaten zu leisten.“²⁰ Hier herrscht auf einmal ein ganz anderer Sprachduktus vor, wird ganz anders argumentiert. Dabei fällt erneut die Verwechslung von „Subjektivität“ und „Objektivität“ auf – wie im oberen Beispiel. Hinzu kommt nun aber noch eine massive Manipulation des Betrachters: Die Macher der Ausstellung verteilen Zensuren an die verschiedenen Widerständler und ordnen ihre Tätigkeit – gewissermaßen selber über den Dingen stehend – historisch wertend ein. Dabei sind sie zwar „großzügig“ bereit, eine subjektive Gutgläubigkeit der hier Handelnden zu unterstellen. Dem wird allerdings

¹⁹ Text in der Wanderausstellung.

²⁰ Ebd.

dann die „objektive“ (natürlich die eigene subjektive) „Wahrheit“ entgegensetzt. Tenor: Diese Menschen irrten leider, trotz ihres subjektiv ehrlichen Bemühens. Und wir – die Ausstellungsmacher – wissen definitiv, dass es so ist.

Diese vorgespiegelte „objektive Wahrheit“ gibt es jedoch nicht. Es käme vielmehr darauf an, in der Ausstellung den Besucher anhand von Materialien in die Lage zu versetzen, sich eigenständig eine Meinung zu der Problematik zu bilden. Vielleicht würde er die Meinung der Ausstellungsmacher teilen, vielleicht aber auch nicht. Darauf aber müsste man es ankommen lassen, wenn man die Forderung nach Offenheit des Geschichtsbildes ernst nähme. Mit dem oben skizzierten Vorgehen jedoch wird dem Betrachter diese Chance genommen.

3. Auch der *Konstruktionscharakter* von Geschichte muss immer deutlich werden. Gerade Ausstellungen und Museen – mit ihren „echten“ Ausstellungsgegenständen – können den Eindruck erwecken, sie repräsentierten die „wirkliche“ Geschichte und seien demnach nicht Teil einer Konstruktion. Tatsächlich aber werden historische Gegenstände (z.T. ganz beliebig und durch außerwissenschaftliche Faktoren bestimmt) ihrem Kontext entnommen, um in einem inszenierten Konstruktionsmodell einen wichtigen Stützpfeiler abzugeben. Gerade wegen der Verführungskraft, die in solchen – ästhetisch oft beeindruckenden, aber ihrem ehemaligen Kontext entfremdeten – Originalen liegt, ist daher in besonderem Maße auf ihre Rolle in der beabsichtigten Konstruktion hinzuweisen – und auf die Verführungskraft, die von ihnen ausgehen könnte.

Wenn das Haus der Geschichte in Bonn, die deutsche Nachkriegsgeschichte vor allem als eine „politische Geschichte“²¹ und zugleich als einen Aufstieg – und dies im wahrsten Sinne des Wortes – darstellt, ist das ein Konstruktionsmodell. Dessen Verwendung ist durchaus legitim, vielleicht sogar sehr sinnvoll. Dass der „Aufstieg in immer höhere Höhen“ schließlich zur Gegenwart führt und – räumlich gesehen – in der Eroberung des Weltraumes durch amerikanische Piloten (am höchsten Punkt des Museums) endet, entspricht diesem Modell. Auch das ist legitim. Nicht völlig legitim ist jedoch, dass das „Fortschrittsmodell“ nur indirekt suggeriert und durch Ausstellungsgegenstände belegt, aber nirgendwo wirklich offen gelegt und diskutiert wird. Der Besucher vertraut sich vielmehr dem Museum weitgehend an – und erkennt darin nur eines: Den Aufstieg der Bundesrepublik seit dem Zweiten Weltkrieg. So *kann* man deutsche Geschichte durchaus *interpretieren*, das ist unbestritten. Es ist aber eben nur eine – wenn auch durchaus überzeugende – Konstruktion. Darüber muss das Publikum aufgeklärt werden, um sich dem widersetzen zu können. Das ist im Haus der Geschichte nicht in gebührendem Maße der Fall. Diese Vorgehensweise widerspricht damit teilweise grundlegenden Regeln der Geschichtswissenschaft.

²¹ SCHÄFER, Hermann: Geschichte neu erleben – Die aktuelle Ausstellung, in: Erlebnis Geschichte (Anm. 7), S. 8-19.

Ähnliches gilt für den gezielten Einsatz von Wochenschauberichten etwa über den „Ungarnaufstand“, die „Kubakrise“ oder den „Suezkrieg“. Die im Haus der Geschichte laufenden Wochenschauen suggerieren dem Betrachter Objektivität, scheinen sie doch objektive Zeitdokumente zu sein. Tatsächlich aber sind sie weder objektiv noch geben sie Wirklichkeit wieder. Vielmehr konsumiert der Betrachter ein Konstrukt, das zum einen durch die eigenen inneren Regeln von Wochenschauberichten und zum anderen durch einen politikgeschichtlichen Zugriff geleitet wird, der wiederum durch die ideologische Bindung der Autoren sowie durch die ökonomischen Interessen der Produktionsbesitzer bestimmt ist. Zudem stellen diese Wochenschauen ein Produkt aus dem „Kalten Krieg“ dar, der immer wieder in einen „heißen“ umzuschlagen drohte. Auch dieser Umstand und sein besonderer Einfluss auf die Geschichtskonstruktion müssten dem Betrachter bekannt sein. All dies wird im Haus der Geschichte jedoch nicht immer ganz vollständig offenbart.

4. Geschichte muss in ihrer Darstellung immer kontrovers sein. *Kontroversität* der Meinungen (nicht nur innerhalb der Wissenschaft) über Geschichte sollte daher in jeder Ausstellung und jedem Museum erkennbar und vom Publikum auch nachvollziehbar sein. Es gibt keine eindeutig interpretierbaren historischen Ereignisse, sondern immer nur mehr oder weniger plausible Erklärungen, die aber fast immer kontrovers diskutiert werden können. Dabei geht es nicht um Daten und Fakten, sondern vielmehr um Behauptungen, die als „historische Wahrheiten“ dem Publikum „verkauft“ werden. Die Feststellung im Haus der Geschichte in Bonn, das seine Reflexionen über die „verpasste“ Chance zur Wiedervereinigung im Zusammenhang mit der Stalinnote von 1952 mit der historischen Bewertung abschließt: „Heute wissen wir, dass dem nicht so war“,²² verletzt genau dieses Gebot. Es mag sein, dass der gegenwärtige Forschungstrend in Richtung dieser Aussage geht. Endgültig „wissen“ aber kann man gar nichts – und in diesem Fall wegen der immer noch nicht völlig geklärten Archivlage erst recht nicht. Die wichtige Regel historischer Wissenschaft, dass es kontroverse Meinungen zu einem historischen Gegenstand immer geben wird, dass die Diskussion nie beendet sein kann, wird damit gröblichst verletzt.

5. Die Beachtung von *Multiperspektivität* gehört ebenfalls zwingend in jedes Museum. Damit ist gemeint, dass jedes historische Ereignis aus verschiedener Perspektive betrachtet werden kann – und betrachtet werden muss. Das kann etwa die Geschlechterperspektive sein, die Klassenlage oder aber die soziale Schichtung. Infrage kommt auch die Konfessionalität, der Blick vom Zentrum zur Peripherie oder umgekehrt; nicht zuletzt der von außen nach innen und entgegengesetzt. In jedem Fall muss die Verschiedenheit der Perspektiven in jeder Ausstellung, in jedem Mu-

²² Leittext „Streit um Stalin-Noten“ in der Ausstellungseinheit zur „Deutschen Frage“, Dauerausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

seum – wenn auch rudimentär – gewährleistet sein.²³ Dass die Perspektive von „unten“ neben der von „oben“, die in den Geschichtsbüchern nach wie vor häufig überwiegt, eine besondere Rolle spielen kann, soll hier betont werden.

Als ein Beispiel für eine gute multiperspektivische Darstellung kann das Rautenstrauch-Joest Museum für Völkerkunde in Köln und seine letztjährige „Namibia – Ausstellung“ stehen. In ihr ist es gelungen, die „geteilte Geschichte“ des Landes auch museumsdidaktisch sinnvoll umzusetzen und den Aspekt der Multiperspektivität – ähnlich wie in der Ausstellung in Stuttgart über den „Nato-Doppelbeschluss“²⁴ – dadurch zu gewährleisten, dass die Geschichte dieses Landes aus verschiedener Sicht beleuchtet – und auch räumlich umgesetzt – wurde: Zum einen wird sie aus der Sicht der weißen Namibier deutschen Ursprungs präsentiert, die auf der rechten Seite der Ausstellung positioniert ist, zum anderen aus der der schwarzafrikanischen Bevölkerung, auf der gegenüberliegenden Seite – mit jeweils einer Fülle von Berührungspunkten im mittleren Teil. Durch diese Gestaltung können „Annäherung und Distanz, Gemeinsamkeiten und Differenzen“²⁵ besonders gut auch räumlich ausgedrückt werden. Damit wird eine der Grundforderungen der Geschichtswissenschaft sinnvoll umgesetzt.

6. Die Geschichtswissenschaft will die Reflexion über die Vergangenheit erreichen. Dementsprechend muss im Museum die Chance gegeben werden, den Besucher zur Diskussion, zur eigenen Auseinandersetzung über historische Probleme anzuregen. Es geht dort nicht nur um Konsumieren – das sicherlich seine Berechtigung hat –, sondern auch um die Chancen, zu einer *eigenen* (auch kritischen, gegen die Tendenz der Ausstellungsmacher gerichteten) *Bewertung* der Vergangenheit zu gelangen. Dementsprechend ist das historische Material so anzuordnen und zu konzipieren, dass Bruchstellen in der Argumentation erkennbar sind und andere Interpretationsmöglichkeiten angeregt und als möglich (und sogar erwünscht) akzeptiert werden.

Ein Beispiel für eine hier vertane Chance bietet erneut das Haus der Geschichte der Bundesrepublik in Bonn. In einer Glasvitrine wird dort die Person des ersten Bundespräsidenten Theodor Heuß gewürdigt. Dafür sind verschiedene Materialien u.a. zu seiner schriftstellerischen, kulturellen und politischen Tätigkeit ausgestellt. Zu Recht weist der Kommentar darauf hin, dass Heuß dem Regime des Dritten Reiches in kritischer Distanz gegenüberstand. Das alles ist also nicht „falsch“, aber die Vitrine beraubt sich mit dieser Darstellung, die etwa das Abstimmungsverhalten von Heuß gegenüber den Nationalsozialisten am Ende der Weimarer Republik

²³ Vgl. hierzu schlagwortartig BERGMANN, Klaus: Multiperspektivität, in: Handbuch der Geschichtsdidaktik (Anm. 13), S. 301-303.

²⁴ Vgl. dazu den Beitrag von Bernd Holtwick in diesem Band.

²⁵ Namibia – Deutschland. Widerstand, Gewalt, Erinnerung, Köln 2004, Katalog, S. 4.

beim „Ermächtigungsgesetz“ vollständig ignoriert (oder bewusst verschweigt?), der Chance, deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert – am Beispiel der geachteten Person des ersten Bundespräsidenten – in all ihren Brechungen zu zeigen, ohne dabei die Persönlichkeit von Heuß herabzuwürdigen.

Material zu einer differenzierten und zur Kontroverse reizenden Betrachtungsweise ist im Haus der Geschichte an anderer Stelle durchaus vorhanden; es wird nur nicht genutzt. In einer Vitrine in einem Raum zuvor werden nämlich – ohne Zusammenhang mit Heuß – Materialien zur Abstimmung über das „Ermächtigungsgesetz“ ausgestellt. Dort sind die Listen der abstimmenden Reichstagsabgeordneten ausgebreitet, etwa der Nationalsozialisten, die dafür stimmten oder der Sozialdemokraten, die dagegen stimmten. Das Abstimmungsverhalten der Deutschen Staatspartei, der Heuß zugehörte, ist jedoch nicht sichtbar, es ist überdeckt. Ein Zufall? Hätte nicht die Offenlegung der Zustimmung von Theodor Heuß zum „Ermächtigungsgesetz“ besonders gut die „Brechungen“ seines Lebens zeigen und zugleich die Zustimmung vieler Deutscher zum Dritten Reich problematisieren können? Wäre das nicht problemöffnend gewesen: Wieso hatte Heuß sich so verhalten und warum konnte er trotzdem Bundespräsident werden? Nichts davon jedoch im Haus der Geschichte.

7. In jedem Fall muss auch der *Fragehorizont des Publikums* einbezogen werden: Gerade die Fragen des Publikums (und nicht etwa nur der Wissenschaft) sind es, die Geschichte konstituieren. Dabei kommt es allerdings nicht (nur) auf eine Verstärkung einer gefühlsbetonten Identifikation des Publikums mit bestimmten Geschichtsinterpretationen an, sondern – aufbauend auf dem Interesse – auf eine kritisch-rationale Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der eigenen Vorstellungen damit. In jede Interpretation sollten jedoch die eigenen Fragen des Publikums integrierbar sein. Ganz offensichtlich haben hierbei die beiden „Wehrmachtsausstellungen“ – und das entgegen den ursprünglichen Intentionen der Ausstellungsmacher – den Nagel auf den Kopf getroffen. Gerade mit der ersten Ausstellung wurde der Geschichtswissenschaft die Chance eröffnet, den längst bekannten Stand ihrer Diskussion der Bevölkerung darzulegen. Insofern handelte es sich um einen „Glücksfall“, der offenbar nur selten wiederholbar ist.

8. Nicht zuletzt steht jedes Museum, wie alle anderen Institutionen, die von Experten geführt werden, vor dem Problem, durch das eigene Expertenwissen (auch) ein engagiertes und zur Kritik fähiges Publikum durch fachliche und pädagogische Überlegenheit massiv zu beeinflussen, ja geradezu zu überwältigen. Da Geschichtsforscher und Ausstellungsmacher Fachleute nicht nur in der Sache, sondern auch in der psychologisch wirkenden Inszenierung ihrer Produkte sind, haben sie einen fast unaufholbaren Vorsprung vor fast allen Besuchern. Wegen dieser Überlegenheit leiten und führen sie ihren Besucher, selbst dann, wenn dies „objektiv“ nicht zu Tage tritt, nicht direkt gewollt und vom Besucher nicht bemerkt wird. Bei fast jedem Museumsbesuch stellt man daher eine mehr oder weniger massive, bewusste oder auch

nicht beabsichtigte „Manipulation“ fest. Ihretwegen wird die Möglichkeit zur „inneren Kritik“ durch den Besucher erheblich eingeschränkt.

Hier hat ein „Überwältigungsverbot“ zu wirken, ein Gebot, das für jeden engagierten Fachmann sicherlich am schwierigsten einzuhalten ist.²⁶ Er darf den Besucher nicht so überwältigen, dass sich diesem sowohl emotional und psychisch, wie auch von der Sache her keine Chance bietet, sich den Aussagen und Zielsetzungen zu entziehen, sich ihnen zu widersetzen. Wenn die Besucher eine Ausstellung oder ein Museum verlassen in der festen Überzeugung, so wie sie es dort ausgestellt gesehen hätten, sei es wirklich gewesen, es könne gar nicht anders gewesen sein, genau dann ist dieses Gebot nicht eingehalten worden.

Aus diesem Grunde hat in einem Museum das historische Material immer so aufbereitet zu sein, dass der Besucher – auch gegen die Intentionen der jeweiligen „Macher“ – kritischen Widerstand gegen deren Intentionen zu leisten imstande ist. Das bedeutet, dass ein Ausstellungsmacher auch gegen seine eigene Auffassung arbeiten muss, indem er diese relativiert und infrage stellt. In jedem Fall ist eine einfache Suggestion zu verhindern. Sie (wie auch eine Emotionalisierung und Ästhetisierung) ist allerdings dann zulässig – und als pädagogisches Mittel auch äußerst sinnvoll – wenn sie, nachdem sie ihre Wirkung entfaltet hat, in einem weiteren Schritt kritisch aufgelöst und in ihrer Wirkung analysiert wird, also dem Erkenntnisgewinn dient. Emotionalisierung und Ästhetisierung sind also keineswegs an sich schädlich, sondern häufig notwendig, um die Besucher überhaupt zu erreichen. Schädlich sind sie nur dann, wenn sie nicht „bearbeitet“ werden und unreflektiert weiter wirken können. Überwältigen bedeutet daher, den Besucher allein zu lassen, ihm keine Chance zu geben sich rational wieder zu finden und eigene, kritische Positionen aufzubauen.

Dieser Katalog von fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Forderungen könnte nun zu der Meinung verleiten, dass bei seiner Befolgung geradezu der Tod eines auf das Publikumsinteresse angewiesenen Museums eingeleitet würde. Erfülle man diese Forderungen, könne man gleich statt eines Museums ein fachwissenschaftliches Buch – einschließlich aller didaktischen Verweise und „Fußnoten“ – entsprechend „umsetzen“, mit den bekannten negativen Konsequenzen. Denn, wer die wesentlichen Bücher der Historiker nicht lese, würde auch solch „didaktisierten“ Ausstellungen und Museen nicht besuchen. Und in der Tat: Gerade die erste „Wehrmachtsausstellung“ erreichte ihren Erfolg unter anderem dadurch, dass sie fast alle Regeln der historischen Fachwissenschaft und -fachdidaktik – die hier vorgestellt wurden – verletzte.²⁷

²⁶ Zur didaktischen Diskussion über diese Problematik vgl. CLAUSNITZER, Heidi (Hg.): *Demokratischer Geschichtsunterricht – eine uneingelöste Forderung historisch-politischer Bildung?*, Bielefeld 1991 und EMER, Wolfgang/HORST, Uwe (Hg.): *Praxis eines demokratischen Geschichtsunterrichts. Perspektiven – Lernorte – Methoden*, Bielefeld 1995.

Die Ausstellung präsentierte gerade kein „offenes Geschichtsbild“, sondern verurteilte die Täter bewusst und gezielt einseitig, ohne Alternativen aufzuzeigen. Sie besaß keine Multiperspektivität, sondern argumentierte bewusst verengt und einliniar. Kontroversität war nirgendwo zu finden – „entlastende“ Argumentationen wurden bewusst, geradezu systematisch ausgespart. Und vor allem – dies ist geschichtsdidaktisch wohl das gravierendste Manko – die Ausstellung überwältigte ihr Publikum mit einer Wucht, die vielen Besuchern den Atem nahm und bei einigen sogar psychologischen oder seelsorgerischen Beistand erforderte. Und eben deswegen möchte man sagen, wegen der Verletzung aller fachwissenschaftlichen und -didaktischen Regeln, hat diese Ausstellung mehr für ein kritisches Geschichtsbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit getan, als alle noch so pädagogischen und wissenschaftlich korrekten und gut gemeinten Publikationen vorher.

Dem ist zu entgegen, dass es sich hierbei wohl um ein geradezu einmaliges Ereignis handelte, das aus der „Museumsnormalität“ herausfiel und insgesamt Dimensionen angenommen hatte, die niemand voraussehen konnte. Diese Ausstellung war gewissermaßen ein „Naturereignis“, dass sich Bahn brach, weil es sich um die richtige Ausstellung zur richtigen Zeit, mit den offenbar „richtigen Mitteln“ handelte. Hier galten offenbar eigene „Regeln“. Es handelte sich um ein didaktisches Monstrum – jenseits aller Berechenbarkeit, aber mit grandiosem Erfolg. Wegen dieser besonderen Umstände darf man sie auch nicht zum Maßstab nehmen. Eine solche Gleichung, didaktisch und fachwissenschaftlich „ungenügend“, dafür aber sehr erfolgreich, wird man im Allgemeinen nicht aufstellen können.

Richtig ist allerdings, dass es sich bei den hier gemachten Vorschlägen um eher idealtypische Vorstellungen handelt, deren Umsetzung in die Realität immer nur sehr partiell erfolgen kann und soll, abhängig von den jeweiligen Möglichkeiten und dem Publikum. Wichtig scheint jedoch, dass die grundsätzlichen Intentionen der Geschichtswissenschaft den Museums- und Ausstellungsmachern bekannt und bewusst sind, so dass sie bereits bei der Planung (mit) berücksichtigt werden können. Es soll also nicht darum gehen, ein „geschichtsdidaktisches“ Museum zu erstellen, das die Besucher meiden, sondern darum, Elementen der fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Diskussion einen gebührenden Platz in der Museumslandschaft einzuräumen. Das ist für jedes Museum und jede Ausstellung unverzichtbar.

27 Vgl. dazu POHL: Vernichtungskrieg (Anm. 10), S. 152ff.